

Abonnements
werden bei allen Schweizerischen
Postämtern, sowie beim Verlag
und dessen bekannten Agenten
eingegraben, und zwar zum
voraus zahlbaren
Wertejahrespreis von:
Fr. 2. — für die Schweiz (Kontingent)
Fr. 2. — für Deutschland (Kontingent)
Fr. 1.70 für Österreich (Kontingent)
Fr. 2.50 für alle übrigen Länder des
Kontingents (Kontingent)

Der Sozialdemokrat

Er erscheint
wöchentlich einmal
in
Zürich (Schweiz).
Verlag
der
Verlagsbuchhandlung
Göttingen-Zürich.
Verfassungen
franklos gegen franko.
Gemeinnützige Briefe
nach der Schweiz kosten
Doppelporto.

Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie.

Nr. 12.

Briefe an die Redaktion und Expedition des in Deutschland und Österreich verbotenen „Sozialdemokrat“ wolle man unter Beobachtung äußerster Vorsicht abgeben lassen. In der Regel sollte man sich die Briefe nicht direkt, sondern an die bekannten Adressen, in zweifelhafte Fälle eingeschrieben.

18. März 1886.

Parteienoffen! Bergeßt der Verfolgten und Gemäßigten nicht!

Aufern in- und ausländischen Brief- & Kreuzband- Abonnenten zur Nachricht.

Alle Einzelabonnements bei uns, welche vor Ablauf März nicht erneuert sind, werden mit 1. April gesperrt. Bei Bestellung durch Vertrauensleute erneuert man dieselben dort gleichfalls vor diesem Termin.

Alle Briefsendungen sind voranzahlbar.

Durch Paketbezüge bei uns angewiesene Briefexpediteure liefern und belasten wir für nächstes Quartal auf deren Konto weiter, wenn Abbestellung nicht vor Anfang April erfolgt.

Einzelbezügern wird kein Konto eröffnet!

Abonnements für die Schweiz werden mit Nummer 14 nachgenommen, sofern Einzahlung des Abonnementgeldes nicht zuvor erfolgt.

Die Expedition des „Sozialdemokrat“.

Staatssozialismus.

Seit die soziale Kurpfuscherie in die Mode gekommen ist, werden die Worte: „sozial“, „sozialistisch“, „Sozialist“, „Sozialismus“ u. s. w. in den wunderbarsten Zusammenstellungen und Bedeutungen gebraucht und zu einer schamlos betriebenen sprachlichen Fälschmünzerei benützt. Diese Worte sind die Flagge, unter der alle mögliche Waare eingeschmuggelt wird; sie sind der Mantel, mit dem Unwissenheit, Unehrlichkeit und Schwindel jeder Art zugedeckt werden.

Heute wollen wir uns nur gegen eine bestimmte Art dieser Fälschmünzerei wenden, nämlich gegen den Unfug, der mit dem Wort: „Staatssozialismus“, „staatssozialistisch“ getrieben wird.

Bei der Debatte über das Schnapsmonopol erklärte Herr Eugen Richter die Monopole für eine sozialistische Einrichtung, für „Staatssozialismus“. Herr Bamberger, der es wahrhaftig besser wissen mußte, sprach von einer „sozialistischen Atmosphäre“, in welcher die Reichsregierung sich befindet, und von dem „mehr und mehr zur Herrschaft gelangenden Staatssozialismus“. Und der Regierungsvertreter, Staatssekretär oder Minister Scholz, sagte in seiner Antwort auf die Rede Bamberger's:

„Gewiß liegt in dem Monopol etwas Sozialistisches; aber nicht in dem Sinne der Herren Sozialdemokraten; wir wollen nicht ihre letzten unbefangenen und unklaren Ziele, nicht ihre verwerrenen, unangenehmen, gewaltsamen Wege, aber sehr viel Gutes, was die Herren von der sozialistischen Partei wollen, wollen auch wir. Aus dem Programm dieser Partei wollen wir, was möglich, gut, notwendig ist zur Erhaltung unserer staatlichen Existenz auf friedlichem, gesetzlichem, vorsichtigem Weg verwirklichen, um die Uebelstände zu vermeiden, welche entstehen müssen, wenn wir mit Herrn Bamberger uns dieser Erkenntnis verschließen.“

Kurz, so deutlich er es in seiner verworrenen, unklaren Weise auszudrücken im Stande war, hat Herr Scholz den von Bamberger gegen die Regierung erhobenen Vorwurf, Staatssozialismus zu treiben, für begründet erklärt.

Wüßten wir nicht, wie kolossal die Unwissenheit unserer Gegner in Allem ist, was sich auf den Sozialismus bezieht — wüßten wir nicht, daß sie thatsächlich Scheulerer vorhaben, und das Nächste und Deutlichste nicht sehen, wenn es nicht innerhalb ihres beschränkten Gesichtskreises ist, so würden wir glauben, die Herren Richter, Bamberger und Scholz hätten schlechte Rüge gemacht oder aus Nützlichkeitgründen einander und dem Publikum etwas vorgezwinkelt; doch dem ist vielleicht nicht so; die Herren haben möglicherweise, ja wahrscheinlich in gutem Glauben gesprochen. Sie wissen eben nicht, was Sozialismus ist.

Wie dem indessen sein möge, der Mißbrauch mit den Worten „sozialistisch“, „staatssozialistisch“ u. s. w. liegt unabweisbar vor, und auf alle Fälle haben die Herren mit falschen Münzen manipuliert. Die Frage, wer die falschen Münzen fabriziert, sich also der eigentlichen Fälschmünzerei schuldig gemacht hat, ist vorläufig für uns eine untergeordnete; genug, die Fälschmünzerei ist eine Thatsache, die falschen Münzen zirkulieren.

Was heutzutage von Freunden und Feinden der Regierung, insbesondere der Bismarck'schen sogenannten „Sozialreform“ und sonstigen „Sozialpolitik“, mit dem Namen „Staatssozia-

lismus“ bezeichnet wird, hat mit Sozialismus nicht das Mindeste zu thun; und wer in diesem Sinn den Ausdruck Staatssozialismus gebraucht, kennt entweder die Bedeutung des Wortes Sozialismus nicht, oder er will absichtlich eine falsche Vorstellung erwecken.

Was versteht man nach dem Jargon dieser Fälschmünzer oder Verbreiter von falscher Münze unter dem „herrschenden Staatssozialismus“?

Das Staatsmonopol und die Verstaatlichung der Industrie und der wirtschaftlichen Betriebe, so wie Professor Wagner es befürwortet hat.

Was das Staatsmonopol angeht, so haben wir schon zu wiederholten Malen dessen un- und meist sogar antisozialistischen Charakter nachgewiesen. Es ist eine Form der kräftigsten Ausbeutung menschlicher Arbeit, während doch der Sozialismus zum Zwecke hat, der Ausbeutung in jeder Form ein Ende zu machen.

Was von dem Staatsmonopol gilt, gilt auch von der „Verstaatlichung“ im Sinne des „Staatssozialisten“ Wagner.

Hat etwa der preussische Staat, indem er die Eisenbahnen verstaatlichte, die Ausbeutung abgeschafft?

Mit Nichten! Im Gegenteil, er hat sich bemüht und bemüht sich fortwährend, die Ausbeutung immer intensiver zu machen und auf die äußerste Spitze zu treiben.

In den Staatsbergwerken, den Staatswerften und andern industriellen Staatsbetrieben, verhält es sich nicht anders. Und wenn Bismarck, dem Rathe des Herrn Professors Wagner folgend, die Privat-Industrien, eine nach der anderen, verstaatlichte, so würde er dies auch nur als Ausbeuter und zum Zwecke der Ausbeutung thun.*

Das Wesen des Sozialismus ist ein dem Prinzip oder System der Ausbeutung diametral entgegengesetztes. Die Ausbeutung der Arbeit und der Arbeiter abzuschaffen, ist das Ziel des Sozialismus; und dieses Ziel wollen wir erreichen durch Beseitigung der Lohnarbeit, durch Ueberführung der Arbeitsinstrumente in den Besitz der Gesamtheit, und durch gerechte und zweckmäßige Organisation der Arbeit.

Ob man die Gesamtheit „Staat“ nennt, oder ihr einen anderen Namen beilegt, das ist ganz gleichgültig — worauf es ankommt, das ist das Prinzip der **Ausbeutung**. Der heutige Staat ist ein Klassenstaat; er steht unter der Herrschaft der besitzenden Klassen, d. h. der Ausbeuter, und ist im vollsten Sinn des Wortes ein Ausbeuterstaat, weil die besitzenden Klassen ihre Herrschaft dazu benützen, mit Hilfe des Staates die Ausbeutungswirtschaft zu befestigen und immer einträglicher zu machen. Der heutige Klassenstaat hat also die Ausbeutung zum Zweck, und wenn er einen Industriezweig oder irgend einen Betrieb „verstaatlicht“, kann er, seiner Natur nach, dies nur zum Zwecke der Ausbeutung thun.

Der Ausdruck „Staatssozialismus“ ist — auf den heutigen Staat angewandt — eine *contradictio in adjecto* — die zwei Worte „Staat“ und „Sozialismus“ drücken Begriffe aus, die einander ausschließen. Wenn der Klassenstaat beseitigt und durch ein Gebilde — gleichviel was der Name — ersetzt ist, welches die Beziehungen und das Verhältnis der Menschen zu einander gerecht und vernünftig regelt, dann, und auch erst dann kann von einem Staatssozialismus die Rede sein.

Kurz — es gibt nur eine staatssozialistische Partei und das ist die Sozialdemokratie; und nur in einer Form ist der Staatssozialismus möglich: in der Form des sozialdemokratischen Staats, oder, was dasselbe besagt: der sozialistisch organisierten freien Gesellschaft.

Polizeizustände in Frankfurt am Main.

(Herrn von Puttkamer gewidmet.)

Der Prozeß gegen die Heiden der Frankfurter Friedhofs-Wegelei hat am Montag seinen Anfang genommen, und schon der erste Tag der Verhandlungen hat klares Licht über diese staatsverräterische Aktion zu Tage gefördert. Bleibt zwar dem Ordnungsbändigen „Säbel-Raper“ das Verbrechen unbestritten, die brutale Wegelei auf dem Friedhof mit voller Kenntnis der Sachlage arrangiert und inszeniert zu haben, so steht aber auch so viel fest, daß die Vorgesetzten des Raper, insbesondere der Polizeipräsident von Frankfurt am Main, Herr von Hergenbahn, ihr gut Theil Mitschuld haben, indem sie dem Raper, dessen gewaltthätiger Sinn ihnen gut bekannt war, die Waffe in die Hand drückten. Die Verurteilung Rapers schließt also keineswegs eine Ent-

*) Gerade in den Debatten über das Schnapsmonopol ist der Gegensatz zwischen Bergesellschaftung der Arbeit, dem Ziel des Sozialismus, und Verstaatlichung des Profits, hier sogar, mit Rücksicht auf die Herren Schnapsbrenner, nur eines Theiles des Raubes — pardon Profits, auf's deutlichste zu Tage getreten. Wenn das Monopol sozialistisch ist, dann sind alle Steuern, insbesondere auch die indirekten Steuern sozialistisch, dann ist auch der Nachtwächter eine sozialistische Einrichtung. Und da weder Herr Richter, noch Herr Bamberger so weit gehen, den Nachtwächter abzuschaffen zu wollen, so können sie trotz den Aussprüchen des Herrn von Scholz unterzeichnen, denn auch sie wollen „sehr viel Gutes“, was wir wollen, nur nicht unsere „letzten, unbefangenen und unklaren Ziele“.

schuldigung der Herrschaften ein — von einem „unglückseligen Mißverständniß“, was bekanntlich gern ins Feld geführt wird, kann da gar nicht die Rede sein.

Weiteres über die Verhandlungen in nächster Nummer. Für heute wollen wir, gewissermaßen als Präliminar, einer Zuschrift das Wort geben, welche die Verhältnisse der Frankfurter Polizei summarisch skizziert. Es ist eine sehr unzufriedene Gesellschaft, die uns da vorgeführt wird, würdig derjenigen, welche zu stützen und aufrechtzuerhalten ihr heiliger Beruf ist.

Unser Polizeipräsident befindet sich gegenwärtig in einer schlimmen Lage. Die Bande der Disziplin im Polizeikörper sind bedeutend gelockert, und das Verbrechen hilft wenig mehr. Ein Einschreiten gegen diese „vorsichtigen“ Beamten ist ihm deswegen nicht gut möglich, weil verschiedene dieser Herren in „sekretäre“ Sachen eingeweiht sind. Auch der in Aussicht stehende Friedhofsprozeß macht dem Herrn v. Hergenbahn viel zu schaffen. Der löpliche „Hallunken-Raper“ hat dem Untersuchungsrichter schon Geständnisse gemacht, dahingehend, daß der Herr Polizeipräsident ihm schriftlichen Auftrag zum „Dreihäuten“ gegeben habe. Raper wird vor Gericht noch mehr aus der Schule schnülden, wenn ihm vorher nicht genügende „Entschädigung“ gewährt wird. Ein Gerücht besagt, Säbel-Raper sei zum Direktor des neubauten Männer- und Frauenzuchthauses bei Breuningsheim bestimmt.

Daß Hergenbahn und Rath v. Hake die Arrangeure der Friedhofsgräber waren, wird von Niemand mehr bezweifelt; ebenso weiß man auch, warum der Stadtkommandant gleich nach dieser Affäre seine Entlassung einreichte.

Wir geben nun im Nachstehenden ein Bild von den Subjekten, die berufen sind, die „staatliche Ordnung“ hierorts aufrecht zu erhalten, und empfehlen sie dem Polizeipatron Puttkamer zur ganz besonderen Protektion.

Der frühere Kommissar Ehren-Bley wurde vor sechs einem Jahre „verabschiedet“, weil seine Sittlichkeit immer größer wurde und sein Frauenzimmer mehr auf sein Bureau konnte, ohne von ihm bedrängt zu werden. Viele Beschwerden und die Veröffentlichungen im „Sozialdem.“ haben ihm endlich sein „amtliches“ Treiben gelegt. Nach seiner Entlassung wurde er durch Vermittlung eines seiner Komplizen als Zwei-Rark-Schreiber bei der Versicherungsanstalt „Providentia“ dahier beschäftigt. Während dieser Zeit ging er auch mit dem Plane um, eine Weinwirtschaft in „Damenbedienung“ zu eröffnen, um einem langst gesühlten Bedürfnis abzuhelfen, hatte aber kein passendes Lokal gefunden. Daß ein solches „Elorado für Spitzel und feineres Gefindel“ einträglicher wäre als die Feder, wußte dieser Fachmann aus Erfahrung.

Wie wir soeben bestimmt erfahren, wird Bley in dem Bad Biel in Badenweiler bei Freiburg in Baden in nächster Zeit als Badekommissar fungieren!

Wey's währlicher „Recht-... ins unife Leben“ war der in Sachsenhausen stationiert gewesene Polizeikommissar Flaacke, ein Schuldenmacher ersten Ranges. Unter Anderem hat er einen armen Sachsenhäuser Gärtner, der ihm einen Blumen, sowie einen Gartentisch anfertigte und nur die Auslagen von 25 M. verlangte, bis heute noch nicht bezahlt. — Es ist auch ziemlich bekannt, daß er ein, auf dem Grehweg in Sachsenhausen wohnendes 16-jähriges Mädchen während der Abwesenheit ihres Vaters Stütz besuchte, bis letzterer durch einen jurisdiktorischen Jägerstummel darauf aufmerksam wurde und seine Tochter zur Rede stellte, worauf diese ein Geständniß machte.

Der Schiffer B. kann auch erzählen, wie der Herr Kommissar des Ersten Loscher einmal unterfragen wollte, ob sie krank sei.

Seine Hauptthätigkeit war dann noch die Jagd auf Rothwild. Bei der letzten Reichstagswahl hat er gemeinschaftlich mit Säbel-Raper eine Versammlung in Sachsenhausen mit Waffen auseinandergelassen und das Publikum mehrere Straßen weit mit dem blauen Säbel verfolgen lassen. Einen Arbeiter verführte er auf offener Straße nach festlichen Stroifen.

Nachdem dieser Stroifen als Kommissar abgegangen worden, hatte ihn Rothwild als Hausmeister in seine Dienste genommen. Vor einigen Tagen nun hat auch dieser ihn zum Teufel gejagt. Es wurde nämlich vor Kurzem in der Nacht im „Hotel Hohenzollern“ eine feine Gesellschaft angehoben, die junge Mädchen schändete, und dabei besand sich auch der Kommissar a. D. Flaacke.* Aus diesem Grund entließ ihn Rothwild. Flaacke war nebenbei auch der Liebling der bekannten alten Jungfer Rothwild, was in Frankfurt jedes Kind weiß, es mit ihrem Kutscher, einem verheirateten Manne, hält.

Polizeikommissar Ellerich: Derselbe war einige Wochen außer Dienst und angeblich krank. Ellerich hatte den Theaterinspektor Hoppe zum Freund. Letzterer, der ein schönes Weib besitzt, wurde von Bekannten aufmerksam gemacht, daß Ellerich intimen Umgang mit seiner Frau pflege, und öfter allein bei ihr sei. Hoppe stellte die Treulosigkeit die Probe, indem er vorgab, einige Tage zu verreisen, und Abschied von ihr nahm. Der Herr Kommissar fand sich zur Abendzeit bei seiner Geliebten ein, und gleich darauf kam H. mit zwei handfesten Zeugen an und überprüfte so das Pärchen in einem Zustande, welcher Beweis genug für den betrogenen Ehemann war. Ellerich wurde unsanft zur Thüre hinausbefördert, und die Gattin mußte das Haus verlassen und ist jetzt in Darmstadt bei Verwandten.

Diese Affäre war, trotzdem den Zeitungsreportern Stillschweigen auferlegt gewesen, schnell stadtbekannt, und die Folge davon ist, daß Herr Kommissar Ellerich — krank wurde. Außerdem ist er mit einigen andern Herren noch in eine ähnliche Affäre verwickelt, die gerichtliches Nachspiel zur Folge hatte.

Ellerich ist ein brutal-frecher Mensch, der nach Inkrafttreten des Sozialistengesetzes in Versammlungen öfters mit dem Säbel rasselte und viel in Auflosung leistete.

Polizeikommissar Köppe in Bornheim: Derselbe steht mit einer Lehrersfrau, deren Mann sich in einer Irrenanstalt befindet, in intimen Verhältniß, was nicht ohne Folgen blieb. Auch soll dieser Umstand viel zur Entsetzlichkeit des Mannes beigetragen haben.

Vor anderthalb Jahren hatte Köppe die Leiche eines in den Main ertrunkenen Genossen Müller einige Stunden vor der festgesetzten Beerdigungzeit aus der Wohnung geholt, um so die zahlreiche Beteiligung zu hindern. Auf dem Friedhof selbst hatte er die Weinend vor dem Grabe stehende Wittve infiltriert, weil sie in ihrem gerechten Jorn ausrief: Es gibt noch einen Räder! — Was, Sie sprechen von Rache? Ich werde Sie gleich verhaften lassen! — Schnauzte sie dieser preuchige Dreißjunge an.

Polizeikommissar Wiemer ist noch nicht lange auf seinem Posten und mußte schon zur Strafe verlegt werden. Dum und frech steht diesem Durchein schon an der Stirne geschrieben. In betrunkenem Zustande kommt vor einiger Zeit dieser Reizebedene aus einem Café, geht auf den Platz der Kutscher und nimmt einigen von ihnen den Fahr-

*) Und der Kommissar in Dienst E. Der Wirth des Hotels ging flüchtig.

sein ab. Durch diesen Willkür waren außer den Kutschern auch ihre Brodherren geschädigt, und letztere beschwerten sich bei dem Präsidium, wo es sich herausstellte, daß nicht der geringste Grund zu dieser Regelung vorlag. Kurze Zeit darauf war ihm die hohe Mission zu Theil geworden, bei einem Sozialdemokraten Hausdurchsuchung abzuhalten. In der Frühe, kurz nach 6 Uhr, erschien der neue Herr Kommissär mit entsprechender Begleitung. Unser Genosse, der nicht auf den Mund gefallen, verlangte die nötige Legitimation und später ein Verzeichnis der beschlagnahmten Schriften, wurde aber von diesem Kuster-Beamten in flehentlichster Weise belehrt, daß er das nicht nötig hätte und ihn verhaften lassen könne, weil er ein Buch: „Winke für die Agitation“ im Besitz habe, woraus er gelernt hätte, wie man die Polizei hintergeht! Eine kurz und bündig gehaltene Beschwerde unseres Genossen an das Präsidium hatte zur Folge, daß die beschlagnahmten Schriften, die sonst niemals zurückkehren, andern Tags schon von einem Polikisten zurückgebracht wurden und nach einigen Tagen ihm die Mitteilung ward, daß der Herr Kommissär wegen seines ungeschicklichen Vorgehens einen Verweis erhalten habe. Er sei eben noch nicht lange im Dienst und mit den besten Absichten versehen.

Dummheit schützt vor Strafe nicht, müsse auch in diesem Falle angebracht sein — war die Antwort unseres Genossen. Herr Wiemer, dessen Dummheit amüßlich anerkannt ist, wird mit beratigen Sachen kaum mehr betraut werden.

In den letzten Tagen hat Wiemer abermals einen Geniestreich gemacht, indem er ein hübsches Mädchen, das ihm gegenüber wohnt und öfters mit ihm lächelt, in sein Bureau kommen ließ und dort gebrauchte wollte. Als das Mädchen dies nicht zugab, sagte er ihm, daß es unter Kontrolle käme. Nun ist dasselbe die Mätresse eines reichen Juden, der, als er die Geschichte hörte, seinen Advokaten zu dem Kommissär schickte und ihm einen Prozeß androhte. Wiemer zeigte diesem die Thüre, und so werden wir nächstens Gelegenheit haben, zu sehen, wie sich Selbst und Polizeigewalt um ein schönes Mädchen streiten.

Polizeikommissär Seib: Eine traurige Gestalt, der man nur in die Augen zu sehen braucht, um ein unruhiges Gewissen zu konstatieren. Im Volksmund wird er nur noch der „Mörder von Darmstadt“ genannt. Vor einigen Jahren brachte der „Sozialdemokrat“ einen ausführlichen Artikel darüber. Seine ihm untergebenen Beamten behandelt er wie Hunde. Die Wirthe seines Reviers müssen viel „Wein lassen“, wenn sie nicht den Chikanen dieses Wütherrichs ausgeliefert sein wollen. „Sozialdemokratische Wirthe“ habe ich in meinem Revier keine“, gab er einem Hausbesitzer zur Antwort, der seine Wirthe, die durch öffentliche Tanzbelustigungen in einem schlechten Rufe stand, an die Witwe unseres verstorbenen Genossen Hiller vermietet hatte. Vorher, als jenes Gesindel dort verkehrte und alle Sonntage Schlägerei stattfand, gab es keinen Feiertag. Als aber diese Wirthe nur von anständigen Leuten besucht wurde und Tanzmusik gar nicht mehr stattfand, mußte um 11 Uhr geschlossen werden. Frau Hiller, die sich beschwerte, erhielt von ihm zur Antwort: „Die Sozialdemokraten haben bis 11 Uhr genug getrunken, nachher fangen sie doch Streit an.“ Die Vereine konnten den Saal nicht gut mieten, weil sie allen Chikanen dieses Klammerns ausgeliefert waren, und so war die Frau gezwungen, zu Neujahr die Wirthe wieder aufzugeben. — Der Hausbesitzer, der ein rechtlich denkender Mann ist und sich von dem Kommissär nicht beeinflussen ließ, hat nun für seinen neuen Wirth, der von Sozialdemokratie keine Idee hat, um Feiertagsverlängerung und Erlaubniß zur Tanzmusik nachgesucht, ist aber abgewiesen worden, weil er vorher gegen das Verbot des Herrn Kommissärs seine Wirthe an Sozialdemokraten vermietet hatte.

Einen guten Gang glaubte Herr Seib unlängst in der Schöttchen'schen Wirthe zu machen. Er begab sich mit acht Schutzleuten ins Redenzimmer und fand dort vier Personen mit einem Päckchen. Sofort stürzten sie auf seinen Wirth einige der Polizeibüchsen auf das letztere, um die verbotene Frucht bloßzulegen, währenddem die Andern gründliche Körperrevisionen vornahm. Doch, welche Enttäuschung! Das Päckchen enthielt Journierholz, und die Personen waren der Vorstand eines Gesangsvereins, der seine Sitzung in diesem Lokale abhielt. Mit langem Gesichte zog der Herr Kommissär mit seinen acht Mann ab, um nach einigen Tagen zur Abendstunde mit etwas weniger Hilfe wieder zu kommen und sämtliche Gäste einer lächerlichen Visitation zu unterwerfen. Zu bedauern ist nur, daß der Wirth, ein Parteigenosse etwas ängstlicher Natur, sein Hausrecht diesem Burschen gegenüber nicht besser zu verteidigen wußte. Im Privatleben ist dieser Kammluke Seib bedeutend vorsichtiger als seine Herren Kollegen.

Der Schutzmann Georg, genannt der rothe Georg, war früher in Bodenheim und treibt jetzt hier sein Unwesen. Auf dem Friedhofe war er einer der ersten, die den Sabel schwingen. 1882 wurde er wegen Mißhandlung eines Kindes zu 1/2 Jahr Gefängniß verurtheilt, aber vom Kaiser zu 1 Monat begnadigt. Unlängst hat er eine arme Frau denunziert, die an vier Personen Essen gibt und keine Konzeption dazu habe, was aber erst bei fünf Theilnehmern nötig ist.

Der Schutzmann Kent, auch auf dem Friedhofe thätig, hatte im Spätjahre einen 13jährigen Jungen, der mit Kreide an einem Hause zeichnete, mit einem Latzstück derartig geschlagen, daß der Junge längere Zeit das Bett hüten mußte. Kent wurde zu mehreren Monaten

*) Der Nachfolger des seligen Kumpff, Rath v. Hade, hat seit Beginn seines Wirkens die frühest erlaubte Morgenstunde zum Hausdurchsuchen bestimmt, um unsere Leute in schlaftrunkenem Zustande zu überraschen. Also aufgepost! Es kann jedoch bald wieder Aenderung eintreten.

Feuilleton.

Die Religion des Kapitals.

(Vergleiche Feuilleton in Nr. 5 und 6 des „Sozialdem.“)

II.

Die Predigt der Courtisane.

(Das Manuscript ist nur unvollständig in meinen Besitz gelangt; die ersten drei Blätter fehlen. In der Form einer Einleitung sollen sie eine Anrufung Gottes, des Kapitals, enthalten, das diejenigen unterstützt, die da verachtet werden. Da ich es mir zum Grundsatz gemacht, nur als bloßer Kopist zu fungieren, so unterlasse ich jeden Versuch einer Bervollständigung.)

Randnoten lassen vermuthen, daß der Verfasser der Predigt, der päpstliche Legat, zur Mitarbeiterin des Prinzen von Wales, zwei weltbekannte Industrielle, die Herren Bonnet und Herjoun jun., sowie die berühmte Cora Pearl hinzugezogen, diese gefeierte Courtisane, die sich rühmt, die ganze kosmopolitische Gemüthswelt von Paris in ihrem Bett gesehen zu haben.)

... Die Menschen, die in der Finsterniß des Daseins umhertappen und nur das flimmernde Licht der blöden Vernunft als Leitfaden nehmen, spotten und schimpfen über die Courtisane. Sie stellen sie an den moralischen Pranger, sie schlagen ihr ihre eignen Parabeln an die Ohren, sie stoßen sie auf das Entsetzliche wider sie auf. Sie ist die Skavin des Bösen und die Krone der Verrücktheit, der Maßstabs der Verwirrungsmühle. Sie demoralisirt die blühende Jugend, sie entehrt die weißen Haare des Alters, sie entführt der Gattin den Gatten und saugt aus seinen verzerrten und unerfüllt gierigen Lippen Glück, Ehre und Wohlstand seiner Familie.

O meine Schwestern! Brutale Wuth und niedriger Reiz haben mich bitterer Galle das edle Bild der Courtisane befuddelt, trotzdem der letzte der falschen Götter, Jesus von Nazareth, eine Maria Magdalena der Schmach der Reichen entriß und in sein Paradies versetzt hat neben die Heiligen und Seligen.

Die Götter, die nach einander den Himmel bewohnt, und die Religionen, die sich die Herrschaft auf Erden streitig gemacht, ehe das Kapital, der wahre Gott, gekommen, haben alle die Courtisane hochgeehrt. In der Gesellschaft des Alterthums war sie die einzige Frau,

Gefängniß verurtheilt, verließ aber, ehe er die Strafe antrat, in Trübfinn und stark unlängst.

Der Schutzmann Zabel, das Mädchen für Alles, wird stets geholt, wenn die nöthigen Eide zu leisten sind. Er war bei der Hiller'schen Beererdigung der Courier zwischen Polizeipräsidium und Friedhof. Früher wohnte Zabel mit Hiller in einem Hause, denunzirte ihn bei dem Hausbesitzer und verwandte seine Frau zur Spionage in der Hiller'schen Familie. Als die hiesigen Genossen ihrem verstorbenen Freunde, Professor Gams, ein Denkmal setzten, mußte er den Stein übermachen, damit er vom Redenhalten nicht umfiel. Zabel hatte als Feldwebel im Spikaniren viel geleistet. Er ist hier in Stoll ausgefesselt.

Schutzmann Ziegler. Ein Freund des Letzteren und bekannter Schuldenmacher. Steht in gutem Andenken bei seiner Waisfrau und seinem letzten Hausherrn. Bei der Friedhofsaftäre zeichnete er sich besonders aus. Dieser, sowie sein Kollege Martin, der nebenbei das edle Handwerk eines „Lousi“ treibt, von seiner Frau geschieden ist und unlängst, an Geschlechtskrankheit leidend, einige Wochen im Hospital zubringen mußte, überfielen am 20. September, als sie von Gams' Grab, wo es nichts zu hauen gab, zurückkehrten, eine Gesellschaft junger Leute vom Lande, die das „Revervelied“ sangen. Sie erwischten nur einen davon, traktirten ihn mit Schlägen und wollten ihn gefesselt aufs Revier bringen. Ein des Wegs kommender Kommissär entließ den jungen Mann. Auf die Vorstellung des Letzteren, daß sie das „Revervelied“ gesungen hätten, erwiderte Ziegler: „Was? Ihr habt ein Sautleb gesungen!“

Besonders zu erwähnen ist hier der bei Tage Steuer eintreibende und des Abends im Opernhaus an der Gallerie als Billeteur fungirende Polizeispitzel Bed, der im obigen Falle mit dem Schirm auf die Gesellschaft einhieb. Er hinkt mit dem einen Beine und befindet sich immer in polizeilicher Gesellschaft. Derselbe hatte früher eine Wirthehaft am Bodenheimer Thor und denunzirte 1870 einen Soldaten, der bei ihm Gast war, weil letzterer sich über Bismarck beleidigend geäußert, was dem Soldaten mehrere Jahre Festung einbrachte.

Der Schutzmann Ruch ist einer von denen, die, ehe sie sich zur Friedhofschlacht begaben, bei dem Wirth G. zusammen 18 Bierlet Apfelwein getrunken haben, die heute noch nicht bezahlt sind. Ruch ist Stammgast bei diesem Wirth und läßt gewöhnlich die Gäste seine Fische bezahlen. Auch ist bekannt, daß Ruch Straßzettel ausstellt und die Gelder selbst einsammelt. Die Stammgäste von G. wissen Bescheid.

Der Schutzmann Wagner in Sachsenhausen, ein Liebling des Kommissärs Klade, macht auch viel in Straßzettel, arbeitet, ebenso wie Ruch, etwas billiger als der Staat. Wagner kam einmal schwer betrunken nach Hause, fing mit seiner Frau Streit an und warf eilige Wöbel zum Fenster hinaus. Bei dieser Gelegenheit drohte die Frau mit dem Straßzettel.

Schließlich wollen wir noch des servilen Strebers, Schutzmann Herr von Koskali, gedenken. Dieser hinterpammerische Mittel-Adeliche bewirbt sich schon seit Jahren um die Stelle eines Kommissärs. Er ist einer von denjenigen rohen Polizeisoldaten, die Vater und Mutter erschlagen, wenn es das „Vaterland“ verlangt. Auf dem Friedhof sollte er damals mit dem Revolver Signal für's Militär abgeben, aber das Projekt des Herrn Hergenbahn war ohne den Stadtkommandanten gemacht.

Wir haben noch verschiedene dieser Herren „Ordnungsbengel“ auf Lager, befürchten aber, daß Herr Puttkamer sie nicht alle auf einmal in Schutz nehmen kann und vertheilt ihn bis später. Den Einwohnern Frankfurt's aber rufen wir zu: Merkt Euch vorläufig diese Burschen!

Der rothe Hergenbahn.

Zur Frage der Religion.

(Eingekandt.)

Gestatten Sie mir ebenfalls meine Meinungsäußerung bezüglich der Stellung unserer Partei zur Religion, welche dahin geht: So lange die religiöse Weltanschauung noch nicht wissenschaftlich überwunden war, bestimmte sie sehr stark die vernünftige Entwicklung des gesammten Kulturlebens, speziell auch der politischen Verhältnisse. Der Kampf gegen den religiösen Aberglauben war darum noch vor wenigen Jahrzehnten von eminent politischer Bedeutung, da die Religion die Stütze der Reaction bildete. Inzwischen aber sind der Religion durch die Hegel, Strauß, Feuerbach u. a. einerseits und durch den Darwinismus u. a. andererseits ihre Stützen ausgebrochen worden, eine Fluth von wissenschaftlichen und populären Schriften haben in allen Sprachen die religiöse Weltanschauung entwirrt oder doch erschüttert, so daß man in den politisch maßgebenden Kreisen die Religion eigentlich nicht mehr recht Ernst nimmt, und ihr keinen Einfluß auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens verleiht. Weitauß der größte Theil derer, welche die Axt der Befreiung in der Hand haben, sind Atheisten oder stehen wenigstens auf nichtiglichem Standpunkt. Wenn sie äußerlich dennoch manchen religiösen Dokus-Pokus mitmachen und Gläubigkeit heucheln, sogar dafür eintreten, daß „dem Volke die Religion erhalten werden müsse“, so geschieht es, weil der „Ober-Obere“ noch stark auf Religion hält, noch mehr aber, weil sie in der Kirche eine geistige Polizei gegen radikale Ausschreitungen, eine Versicherung gegen revolutionäre Feuersgefahr erblicken.

Kurzfristig, im innersten Verzen der Kirche ergeben sich fast nur noch solche Kreise, welche in schlechten ökonomischen Verhältnissen leben, denn

der man erlaube, von der Frucht des Baumes der Erkenntniß zu naschen. Die große babylonische Göttin Kyllita, die „geschickte Zauberin“, die „verführerische Prostituirte“, wollte mittels der Prostitution verkehrt werden. Als Buddha nach Besah kam, lehrte er bei der ersten Courtisane des Ortes ein, vor der sich die Behörden in ihren Feiertagsgewändern aufstellten. Der finstere Gott Jehova beherbergte Courtisane in seinem Tempel.*)

Die Menschen der ersten Gesellschaften, die der Glaube erleuchtete, verlegten die Courtisane unter die Götter; sie stellte die Kraft der ewigen Natur dar, die da erschafft und zerstört.

Die Kirchenwörter des Katholizismus, der die Menschheit in ihrer Kindheit jahrhundertlang mit seinen Märchen unterhielt, suchten die göttliche Eingebung in der heiligen Gesellschaft von Courtisane. Wenn der unfehlbare Papst seine Priester und Bischöfe zu einem Koncil zusammenerief, um über ein Glaubensdogma zu beraten, so strömten, geleitet von der Hand Gottes, die Courtisane aus allen Ländern der Christenheit herbei; sie brachten den heiligen Geist hin, sie erleuchteten den Verstand der Schriftgelehrten. Der Gott des Christenthums legte die Nacht, Papsie, seine Statthalter auf Erden, ein- und abzusehen, in die Hände der Theodora, der kaiserlichen Courtisane.

Das Kapital, unser Herr, weiß den Courtisane einen noch höhern Platz an. Nicht hinlänglich und rapide Papsie sind es mehr, denen sie kommandirt, sondern Tausende junger und kräftiger Arbeiter, Reicher aller Wissenschaften und Schöpfer aller Erzeugnisse der menschlichen Kunst: sie weben, fäden, nähen, sie bearbeiten das Holz, das Silber, das Gold, sie schleifen Diamanten, sie suchen auf dem Meeresgrund Korallen und Perlen, ziehen im Winter die Blumen des Frühjahrs und die Früchte des Herbstes; sie erbauen Paläste, schmücken ihre Wände, bemalen Feinwand, erfinden Romane und Dramen, Opern und Ballets, spielen und tanzen, um die Wände der Courtisane zu befriedigen.

Nie hatten Kleopatra, nie Semiramis ein so zahlreiches Heer von Arbeitern aller Berufe, aller Kunstweige zur Erfüllung ihrer Launen zur Verfügung. Die Courtisane ist die Königin der Prostitution, und sie wird solange über der Menschheit thronen, als das Kapital der souveräne Herrscher über Menschen und Dinge ist.

Wenn die beschränkte Vernunft die Menschen nicht verdammt hätte, wenn der wahre Glaube die Thore ihres Verstandes geöffnet hätte, so würden sie einsehen, daß in den Händen Gottes die Courtisane ein Faktor wird, der die Wölfe austrüdt und die Gesellschaften umgestaltet.

*) Der Legat des Papstes spielt hier zweifelsohne auf den Satz im Buch der Könige an: „Und er (Jofia) zerbrach die Häuser der Sobomiter, die an dem Hause des Herrn waren, darinnen die Huren Zelte wickten.“ (2. Buch der Könige, Kap. 23 Vers 7.) Im Tempel der Kyllita hatten die Prostituirten Babylons königliche Quartiere.

ihnen bietet die Religion einen eingebildeten Trost in ihrem elenden Dasein, „Stab und Stütze“ in Noth und Sorge. Sie leistet ihnen die Dienste, welche die Kräfte dem Lähmen leistet (wobei noch in Betracht kommt, daß sie zufolge ihrer ökonomischen Lage nicht im Stande sind, sich die Kenntnisse zu erwerben, durch welche die Religion von selbst hinfällig wird). Sollen wir nun darauf ausgehen, die Lähmen zu überreden, daß sie ihre Krücken wegwerfen? Ich glaube, weit vernünftiger ist es, dahin zu wirken, daß die Lähmen gesunde Beine bekommen, dann werfen sie ihre Krücken von selber weg. Unbillig gesprochen: Schaffen wir gesunde soziale Zustände, beseitigen wir die kapitalistische Wirthehaft durch die gesellschaftliche Produktion, und die religiöse Auffassung ergreift sich von selbst. Ein eklatantes Beispiel sind die Juden. So lange sie noch in ihren Ghettos eingesperrt waren und von der Gesellschaft als Varias behandelt wurden, gingen sie mit beispielloser Zähigkeit an ihrem Talmud und seinen abernen Observanzen. Raum aber waren die Ghettos der Judenbuben gefallen, kaum war die Emanzipation der Juden da, als sie sich vom Talmud losgaben, ihrem alten Jehovah den Laufpaß gaben und Schwärme nach sich zogen mit gleichem Appetit wie der vollblütigste Christenkerne; und wenn noch manche mehr oder minder am Judenthum hängen, so hat das seinen Grund theils in der nachwirkenden Vergangenheit und Familienbeziehungen, theils darin, daß sie sich in ihrer sozialen Besserstellung noch nicht ganz sicher fühlen. Item: Gegenwärtig führt nicht die Auffassung zum Sozialismus, sondern umgekehrt der Sozialismus zur Auffassung. Den ersten Theil dieser These beweist auch der Umstand, daß es eine ganze Menge von Aufgeklärten, sogar Freidenker, gibt, welche die ausgesprochenen Gegner der sozialdemokratischen Bewegung, hartgesottene Nationalliberale oder Fortschrittler sind. Den Satz des Programms: „Religion ist Privatfache“ halte ich daher für vortrefflich, umso mehr als mir eine Menge sehr gute und eifrige Parteigenossen bekannt sind, welche noch einigermaßen Anhänger ihrer Religion sind. Würden wir die Bekämpfung der Religion im Parteiprogramm aufnehmen, so könnte das unsere Propaganda nur nachtheilig sein. — Ich verkenne indeß nicht, daß der Kampf gegen die Religion unserer Sache indirekt zu Gute kommen mag, daß manche Personen erst durch den Einfluß des Waffens losgerückt werden müssen, um sich und anzuschließen, und daß es deshalb ebenso gut ist, dem religiösen Aberglauben zu Leide zu gehen. Aber in's Programm gehört es nicht.

Nur noch ein Wort über die Stellung der Sozialdemokratie zum Freidenkertum. Es ist ein großer Unterschied zwischen Freidenker und Freidenker, und es kommt ganz darauf an, welcher Geist in den betreffenden Freidenkergemeinden oder Vereinen herrscht. Ich hielt einmal in einem Freidenkerverein einen Vortrag über „Halbes und ganzes Freidenkertum“, der darauf hinauslief, daß das Freidenkertum, das nur die religiöse Auffassung sich zum Ziele setzt (à la David Strauß), ein halbes Freidenkertum sei; das wahre und ganze Freidenkertum müsse auf allen Gebieten frei denken, auch auf dem politischen und sozialen. Das freie Denken auf dem politischen und sozialen Gebiet führe aber notwendig zum Sozialismus; ein ganzes Freidenkertum müsse daher die sozialistische Bewegung ebenso sehr zu fördern bestrebt sein wie die religiöse Auffassung. Ich sage also, daß je nachdem die Freidenker betrieben wird, sie unserer Bewegung nützlich oder schädlich sein kann. Rekrutiren sich ihre Anhänger hauptsächlich aus Sozialisten und ist der Sprecher ein überzeugter, warmherziger und feuriger Sozialist, so kann sie die sozialdemokratische Bewegung ganz bedeutend fördern. Mir z. B. fällt es gar nicht ein, in meinen Vorträgen religiöse Thematika zu behandeln, höchstens dient mir das Religiöse als Anknüpfungspunkt. Die Vorträge behandeln allgemein belehrende Gegenstände und zwar in der Regel solche, denen sozialistische Seiten abgesehen sind, beziehungsweise die sozialistisch pointirt sind.

Sozialpolitische Rundschau.

Berlin, 17. März 1888.

— Unseren Puttkamer kennen wir inwendig und auswendig. Wir kennen ihn in seinem Privatleben — in seinen Moraltheorien und seiner Realpolitik; wir kennen ihn in seinem politischen oder richtiger politisch-politischen Leben — denn für diesen preussisch-junkerlichen Kusterknaben ist Politik Polizei und Polizei Politik; wir kennen seine großen „Gefichtspunkte“ und seine kleinen Kräfte, wir kennen seine großen Spigol und kennen seine Keimen — auch etwelche bis dato noch nicht entdeckte. Vor der letzten Sozialistenabende sagten wir bis auf's Täpfechen über'm i, was er im Reichstag sagen — wie er das wohlfeile Doppelspiel treiben würde, die K n g f m e i e r durch das „Rothe Gespenst“ und die B i e d e r m e i e r durch „milde Praxis“ für die Verklärung des Sozialistengesetzes zu stimmen. Und jetzt wollen wir unsern Lesern die Trumphantzen zeigen, welche er bei der zweiten und dritten Sitzung im Plenum des Reichstags auszuspielen gedenkt — und, trotzdem wir den Coup jetzt verrathen, auch ausspielen wird. Der Plan besteht darin, den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten einen Art von Jeugenzwang zu Gunsten der „milden Praxis“ aufzuerlegen. Der Jeugenzwang als politisches Sucht-, Züchtigungs- und Erziehungsmittel ist ja jetzt in der Mode.

Die Sache verhält sich so: Wie überall, haben die Genossen in Berlin ein lebhaftes Bedürfnis, mit den parlamentarischen Vertretern der Partei

Im Mittelalter, damals, als das Kapital, unser Herr, noch dem Kinde gleich, das in der Mutter Schooß sich regt, erst in den Tiefen des Wirthehaftens geheimnißvoll zu keimen begann, als kein Mund seine Geburt verkündete, als die Menschen noch keine Masse Ahnung hatten von dem Wesen des wahren Gottes, damals begann trotzdem das Kapital bereits die Handlungen der Menschen zu leiten. Es dachte in den Geist der Christen Europas den wilden Zauber ein, der sie, in Heeren, enger geschaart als Ameisenstrümpf, auf die Straßen nach Asien trieb. Zu jener Zeit waren die Führer der Menschen plumpe Feudalherren, die in ihren Rüstungen lebten wie Hummern in ihrer Schale, die sich von grobem Fleisch und schweren Getränken ernährten, kein anderes Vergnügen schätzten als Lammzungen, keinen anderen Luxus kannten als ein wohlgeschärftes Schwert. Unser Gott mußte sich auf das Niveau der thierischen Intelligenz dieser Viehnaturen herablassen, um sie in Bewegung zu setzen. Er pflanzte ihnen die Idee ein, das Kreuz zu nehmen, nach Palästina zu ziehen und die Steine eines Grabes zu befreien, das nie existirt hatte. Aber der himmlische Plan Gottes war, sie zu den Hüfen der Courtisane des Orients zu führen, sie in Luxus und Wohlgenuss zu berauschen, in ihren Verzen die göttliche Leidenschaft, die Liebe zum Gold, zu nähren.

Als sie in ihre thierischen Behausungen zurückkehrten, die Sinne noch verwirrt von dem Glanz der Feste, von den Wohlgerüchen Arabiens und den Klaffen der glatten Courtisane, da bekamen sie einen Oel vor ihren Antlitz und behaarten Weibern, die nur spinnen und Kinder gebären konnten, sie errötheten über ihr Barbarentum, sie erbauten die Städte des Mittelmeers, sie riefen die königlichen und herrschaftlichen Höfe in's Leben, und bereiteten so die Ankunft des Gott-Kapital vor.

Ich sage es Euch aufrichtig, die Courtisane ist unserem Gott theurer als dem Finanzmann das Geld des Aktionärs. Sie ist seine heiligste Tochter, von allen Frauen diejenige, die am geheiligsten seinem Willen gehorcht. Die Courtisane handelt mit dem, was man weder wagen noch messen kann, mit der immateriellen Sache, der die geheiligsten Regeln des Tausches nicht ankommen: sie verkauft die Liebe, wie der Krämer Seife und Salz verkauft, wie der Dichter Verse loschlägt. Aber indem sie die Liebe verkauft, verkauft die Courtisane sich selbst, gibt sie ihrer Persönlichkeit einen werthvollen, einen Marktwerth. Der Körper der Courtisane nimmt damit an den Eigenschaften unfros Gottes Theil; er wird ein Stück Gott, er wird Kapital. Die Courtisane ist die Ringwerdung Gottes.

O über Eure Taubenklugheit, ihr Dichter und Romanciers, die ihr die Courtisane herunterreißt, weil sie ihren Körper nur gegen Bezahlung hingibt, die ihr sie mit Schmutz bewerft, weil sie ihre Reize in schwerem Geld tariert! Ihr wollt wohl, daß sie das Göttliche, was ihr Körper birgt, profanirt, daß sie es so gemein macht als Steine am Wege? O Ihr

zu verfahren, und namentlich in Volks- oder sonstigen Versammlungen
Vorträge zu hören und mit ihnen zu diskutieren. Bis vor etwa einem
Jahr hatte nun die Polizei Erbre, einen solchen Verkehr unter allen
Umständen zu verhindern — seltene Ausnahmen abgerechnet, ließ sie
keinen sozialdemokratischen Abgeordneten öffentlich reden, und diese
sodass einer als Redner genannt ward. Würde es doch seiner Zeit
Biered nicht einmal gehalten, seinen lieben Berlinern und seinem gelieb-
ten Berlin „guten Abend“ zu wünschen. Allmächtig war die Polizei
dieser „schönen Praxis“ ab, und es kam ziemlich oft vor, daß ein Ab-
geordneter über irgend ein mehr oder weniger harmloses Thema im
Lauf der Diskussion, ohne bei der Einladung (in der Anzeige,
auf der Plakate u.) namhaft gemacht zu sein, eine Rede vom Stapel
lassen konnte. In der neueren Zeit ist nun die Berliner Polizei auf
mehrfach als gelang. In neuester Zeit ist nun die Berliner Polizei auf
einmal von einer Toleranz geworden, die geradezu bewundernswürdig
wäre, wenn das Motiv nicht so handgreiflich vor uns läge. Sie erlaubt
alle Vorträge von Abgeordneten und läßt den Abgeordneten
in ihren Vorträgen den weitesten Spielraum. Es sind so — dies be-
trüge wir hier ausdrücklich unserem Puttkamer — in neuester Zeit Vor-
trüge in Berlin gehalten worden, so „radikal“ wie die „radikalsten“ vor
1878.

Und wozu diese — Polizeikomödie? Die Antwort ist leicht; wenn die
deutsche Polizei und der deutsche Polizeiminister Komödie spielen, dann
merkt man's immer auf laufende Schritte.

Selbst die Herren sozialdemokratischen Abgeordneten — so wird bei
der Lesung im Plenum unser Puttkamer und Radow-Kann sich mit
dem sozialdemokratischen Abgeordneten werden das Zeugnis nicht verweigern können,
daß das Sozialistengesetz durchaus loyal angewandt wird und sich bloß
gegen Ausschreitungen lehrt, von denen ja auch sie nichts wissen wollen.
Ich frage die Herren, ob sie ihre Grundzüge nicht mit vollkommener
Freiheit in Versammlungen entwickeln können? Hat die Polizei ihnen
irgend welche Hindernisse in den Weg gelegt? Also gegen die Sozial-
demokratie und sozialdemokratische Versammlungen richtet sich
das Sozialistengesetz nicht; es gewährt einer gesunden politischen Ent-
wicklung vollkommen freien Spielraum und verhindert nur Ausschrei-
tungen, deren Verhinderung im Interesse aller Parteien, auch der
sozialistischen, ist. Also nur man 'rin ins Verhängen. Nehmen
Sie die Verlängerung des besten aller Gesetze an, das die Ewigkeit der
besten aller Welten verbürgt.

Hat der Reichstag angenommen — was er selbstverständlich thun
wird — so kommt ein beliebiger Radow-Kann oder sonstiger Schütz-
ling unseres Puttkamer, stört eine Versammlung oder redet Wohl-
blödsinn — und hui! „die milde Praxis“ ist von der Bildfläche ver-
schwunden wie ein lustiges, farbloses Rebellbild, die Willkürwirtschaft
dreht wieder die rohe Kupferseite hervor — Herr von Puttkamer hat
aber den Diebemeiern unter den deutschen Willkürherrschaften keine Komödie
nicht umsonst vorgespielt.

Erschreckend einfach, das Puttkamer'sche Spiel. Das einzige, was wir
nicht begreifen, ist, daß er die Komödie überhaupt noch für nötig hält.
Er bekäme sein Sozialistengesetz auch ohne sie. Das Komödienspiel
scheint ihm also Spaß zu machen. Es ist eine alte Beobachtung, daß
die Reigungen im umgekehrten Verhältnis zu den Talenten stehen. Lassen
wir ihm sein Vergnügen und seien wir auch ihm gegenüber stets ein-
gebend des menschenfreundlichen Sprichworts: „Ein jedes Thierchen hat
sein Pfälzchen.“

Der Zentrumabgeordnete Schalscha erzählte in einer Reichs-
tagsrede, ihm sei mitgeteilt worden, daß in Berlin zwei „Häuser“ be-
stünden, die in der Schweiz und Südtirol reichlich Silberthalerey prägen
und mit großem Profit (Differenz des Silbermarktpreises mit dem nomi-
nellen Werthe des in einem Thaler enthaltenen Silbers) in Umlauf set-
zen. Da nun eine solche Handlung ein sogenanntes „Währungsbrechen“
involvoirt, so leitete die preussische Regierung eine Untersuchung ein und
ließ den Abgeordneten Schalscha als Zeuge vorladen, damit er den
Namen des Bewährmannes angebe. Schalscha leistete der ersten Ladung
keine Folge, worauf er zum zweitenmal vorgeladen ward. Das zweite-
mal erschien er, verneinend aber die Aussage, mit Hinweis auf seine
Immunität als Abgeordneter. Herr Windthorst nahm sich seines be-
drängten Parteigenossen an, und brachte einen Antrag ein, dahingehend,
daß Reichstag solle erklären, daß Abgeordnete wegen im Reichstag ge-
habter Äußerungen nicht dem Zeugenzwang unterworfen werden
könnten. Der Antrag gab in der Sitzung vom 10. d. zu einer ziemlich
lebhaften Debatte Anlaß und wurde vor die Geschäftsordnungskommission
verwiesen. Die Regierung bekämpft den Antrag und meint, derselbe
widerspreche der Reichsverfassung. Jedenfalls ist die Sache von hohem
Interesse und beträchtlicher Tragweite: wird der Zeugniszwang gegen
Abgeordnete wegen Äußerungen, die sie im Reichstag gethan, als be-
rechtigt anerkannt, so ist es um die parlamentarische Rede-
freiheit geschehen, und manche Mittelstellung, die jetzt einem Abgeord-
neten unter dem Siegel der Verschwiegenheit (von Personen in abhän-
giger Stellung u.) gemacht wird, unterliegt dann, was sicherlich nicht
im öffentlichen Interesse ist. Natürlich stellten die Konservativen sich
auf Seiten der Regierung, wohingegen die Nationalliberalen sich todt-
schwiegen. Wir werden auf die Materie zurückkommen.

Der Richter'schen Rede gegen das Schnapsmonopol entnehmen
wir folgende Charakteristika.

Daß nach der Monopolvorlage den Schnapsbrennern der Schnaps um
33 Mark pro Hektoliter abgekauft werden soll, während der

Rektor-Preis heute kaum 20 Mark beträgt — ihnen also pro Hektoliter
über 15 Mark geschont werden sollen, ist bekannt, ebenso daß es
vorzugsweise die großen Kartoffelbrenner sind, im Ganzen 3000
an der Zahl, denen diese Staatszuschüsse für die notleidende Landwirth-
schaft zu Theil werden sollte, — bei 3 Millionen Hektoliter, wie es die
Vorlage annimmt, 50—60 Millionen Mark, d. h. für den Ein-
zelnen im Durchschnitt 20,000 Mark pro Jahr.

Nachdem er das konstatiert, fuhr Herr Richter fort: „Wer sind denn
die armen Leute, die Nothleidenden, denen geholfen werden soll? Als
Vorkämpfer der Brennererei in diesem Hause erschien mir stets Herr
v. Kardorff. Darum erkundigte ich mich, wie es in seinem Wahlkreise
Dels-Wartenberg mit der Brennererei aussehe. Nun zählt der
Kreis Dels 37 Brennerereien. Davon gehören 8 dem König von
Sachsen, 2 dem Kronprinzen, 2 einer Reihe von Grafen,
einige Herrn v. Kardorff und seinen Standesgenossen. Und in der
Statistik von ganz Schlesien fand ich, daß die Brennererei außer
den 8 des Königs von Sachsen und zwei, die Reiningen
und Braunschweig gehören, von denen herab wie folgt vertheilt
sind: 6 sind königliche Fideikommiss-Brennerereien, 10
gehören Domänen, 4 sind solche von Prinzen, 8 von Herzögen,
10 von Fürsten, 76 von Grafen, darunter 2 Reichsgrafen
(Freiherren von Rothschild in Wien, die schon seit lange nicht
mehr zu den armen Leuten zählen (Sektoreit), 95 Brennerereien gehören
einfachen Adligen, 133 endlich Besitzern mit bürgerlichem Namen.
Glauben Sie aber nicht, daß ich etwa die letzten für arme Leute halte,
ich will keine Namen nennen, aber den Brenner soll man uns nicht als
armen Mann ansähen. Von den Brennererbesitzern bezahnen nur 42
eine Steuer unter 3000 M. jährlich, 242 von 3000 bis 12000 M.; 247
von 12 bis 30,000 M. und 24 über 30,000 M. jährlich Steuern. Die
jährliche Zuzahlung aus dem Monopol an den einzelnen Kar-
toffelbrenner ist aber höher als das, was er an Steuern be-
zahlt (hört! hört! laut), und wenn Sie sich diese Brennerereien an-
sehen, werden Sie finden, daß viele von ihnen mit Fideikommiss-
gütern zusammenhängen.“

„Man erhöht also das Einkommen, das nicht aus eigener Ar-
beit, aus eigenem Unternehmungsgeist entstanden ist, sondern dem Besit-
zer zugefallen ist auf Grund der Erzeugung zu Ungunsten nach-
geborener Geschwister.“

„Und dann beschränkt man sich nicht nur darauf, den Brennern ihren
Brennwein zu dem hohen Preise je nach dem Bedürfnis des inländi-
schen Konsums und der ausländischen Nachfrage abzukaufen. Nein, man
gibt diesen Brennerereien das dauernde Recht, zu diesem Preise so
viel Spiritus zu liefern, als sie jetzt geliefert haben, ganz gleichgültig,
wie sich zukünftig die Konjunktursituation stellen. Man hat von einem „Recht
auf Arbeit“ gesprochen. Hier wird ein Recht auf Arbeit konstituiert in
Gestalt eines Rechts auf Verkauf von Brennererzeugnissen, ganz unabhän-
gig, wie die Nachfrage ist. Mit großer Mühe und
schweren Opfern hat die Gesetzgebung das alte Zwangs- und Bannrecht
abgeschafft, und hier wird und zugemutet, ein neues Zwangs-
und Bannrecht zu schaffen zu Gunsten von dreitausend Kartoffel-
brennern, ein Zwangs- und Bannrecht, wie es auch in feudalistischer Zeit
nicht da war. Nicht der einzelnen Person wird das zugewiesen, nein,
das Recht hatet am Gute, insofern dessen wächst der Kapitalwerth des
Gutes. Bei einer Verzinsung von 3%, vgl. bedeutet diese Zuzahlung
von 60 Millionen jährlich eine Erhöhung des Grundwerthes
um 1 1/2 Milliarden.“

Nicht wahr, ein nettes Patrimonium! Das hätte sich Wilhelm
Bloss nicht träumen lassen, als er 1849 seine prächtige „schlechte
Milliarde“ schrieb, daß dieselbe nach 37 Jahren einen so klaffenden „An-
hang“ erhalten sollte!

Freilich, der Entwurf ist vorläufig begraben. Aber wer aus der That-
sache, daß der Reichstag einmal nein gesagt, daß mit Ausnahme der
Konservativen sich diesmal eigentlich alle Parteien gegen das Mo-
nopol erklärt, den Scheitern trauern wollte, daß es nun endgiltig begraben
sei, der kennt des deutschen Reichs und des deutschen Reichstags Ge-
schichte nicht. Schon manche Majorität ist umgefallen, und das kein!
von Zentrum und Nationalliberalen Klang fast so schwach wie das Ach
Gott! Ach Gott! in dem bekannten Domesänen Gedicht. Man kennt
aber auch das Ende —

„Sie war wehmüthig bis zum Sterben,
Doch endlich, da stieg sie hinab in den Pott!“

Wie aber die schließliche Entscheidung auch ausfallen möge, Charak-
teristisch bleibt es immer, daß es überhaupt gewagt werden konnte,
so etwas dem deutschen Volke zu bieten. Und nicht minder charak-
teristisch ist die Liste der noblen, hochpreislichen Schnapsbrenner. Das
fürstet, prinzt, graut und königt sich durcheinander, daß man vor Ehr-
furcht schier nicht weiß, wo einem das Rückgrat steht. Und Alle, Alle
schnapen — pardon, handeln mit Schnaps nach dem all bewährten,
auch aus erlauchtem Mund geflossenen Wort: Non olet — Es stinkt
nicht!

„Unzulässig, nach den vom Reichstag bisher beobachteten Grund-
sätzen, ist ohne Zweifel die Wahl des Abgeordneten Loj in Kassel,
eines Konservativen vom unreinen Wasser. Herr Loj hatte nur wenige
Stimmen mehr als sein sozialdemokratischer Gegner Pfannkuch — nicht
hundert — und bei der Wahl sind die größten „Unregelmäßigkeiten“
(wie man das in „parlamentarischer“ Sprache nennt) und Beeinträchtigungen
vorgelommen, und namentlich sind mehrere sozialdemokratische Wahl-
versammlungen, im Widerspruch mit dem bekannten Reichstagsbeschlusse,
von vorn herein verboten worden. Die letztere Thatfache allein
ist, nach der bisherigen Praxis des Reichstags, vollaus ausreichend, um
die Ungültigkeit der Wahl festzustellen. Nun kann die Wahlprüfungs-
kommission, da ihr zunächst nur die Hauptangaben des Wahlpro-
tokes vorliegen, nicht sofort und ohne Weiteres die Ungültigkeit einer
Wahl aussprechen. Sie muß in solchen Fällen amtliche Erhebungen ver-
anlassen, und bis deren Resultat vorliegt, die Entscheidung über Gültig-
keit und Ungültigkeit aussetzen. Im Falle der Loj'schen Wahl ist das
geschehen. Die Wahlprüfungskommission brachte in voriger Session durch
den Referenten Liebschütz die Sache mit möglicher Beschleunigung vor
das Haus, welches, dem Antrage der Kommission gemäß, einstimmig die
amtlichen Erhebungen sowie die Ausfertigung der Gültig- oder Ungültig-
Erklärung beschloß.“

Die Behörden nahmen die verlangten Erhebungen auch vor, und zu
Beginn der gegenwärtigen Session waren die betreffenden Akten schon
eingelaufen. Dasselbe bekräftigten in allen wesentlichen
Punkten die Angaben des Wahlprotokes, und insbesondere daß die
Versammlungsverbote in durchaus ungesetzlicher Weise erfolgt waren.

Kein Zweifel: die Wahlprüfungskommission mußte die Ungültig-
Erklärung der Loj'schen Wahl beantragen und der Reichstag in demselben
Sinne beschließen.

Spätestens zu Anfang dieses Jahres hätte die Sache erledigt und Herr
Loj seines ungültigen Mandats entkleidet sein können. Nun —
wir sind heute in der Mitte des März, die Wahlprüfungskommission
hat die zweite und entscheidende Prüfung der Loj'schen Wahl noch
gar nicht vorgenommen, und Herr Loj sitzt munter und vergnügt im
Reichstag, und wird munter und vergnügt für das Sozialistengesetz
stimmen.

An wem liegt die Schuld? An dem Referenten gewiß nicht. Die
Genossen Liebschütz und, als dieser wegen Arbeitsüberbürdung aus
der Wahlprüfungskommission ausgetreten war, Singer — haben mit
äußerer Beihilfe gearbeitet.

Aber vom Referenten allein hängt es nicht ab, wann ein Referat auf
die Tagesordnung zu kommen hat. Dazu gehört auch der Korefer-
ent, welcher der Regel nach aus der siegreichsten Partei gewählt wird,
während man den Referenten, wie das recht und billig, aus den
Reihen der unterlegenen Partei entnimmt.

Und der Koreferent, der bei dem Referat in der Kommission zugegen
zu sein und dasselbe zu kontrollieren hat, ist im Falle der Loj'schen
Wahl nicht zu haben. Er hat die Akten „noch nicht genügend
studirt.“ Verschiedene Winks, seine Studien doch zu beschleunigen, sind
bisher völlig erfolglos gewesen. Was ist da zu thun? Schließlich wird
nichts anderes übrig sein, als den Präsidenten der Wahlprüfungskom-
mission anzureufen und in letzter Instanz an den Reichstag zu appelliren.

Der fragliche Herr Koreferent führt den nicht unbekannt Namen
Puttkamer, und ist ein Bruder des gleichnamigen „Chefs“ der
Jünger-Mahl und Konforten.

u. Die Kommission zur Berathung des Sozialistengesetzes war von
vornherein nur eine Komödie, und es ist daher ganz natürlich, daß sie
Komödie spielt. Ihre Verhandlungen sind die reinste Farce, so daß man
oft wirklich kaum begreift, wie die Kugeln der Kommission ihre ersten
Bienen bewahren können. Die Verhandlungen spielen sich mit Regelmäßigkeit
wie folgt ab: Herr Windthorst oder einer seiner Leute motivirt
einen der famosen Währungsanträge. Herr Puttkamer legt dann
das bekannte Hochgefühl mit dem Ziegenbart in feierlich-schweren
Falten, und mikiert als frommer Ziegenbock, er — der Ziegenbock —
sei der gutmüthigste aller Menschen, er könne keinen Hohn kränken, ge-
schweige einem Mitmenschen Schmerz bereiten, aber er gräbe seine brän-
nige Liebe zu den Mitmenschen (beiderlei Geschlechts) lege ihm — dem
Ziegenbock — die Verpflichtung auf, mit Radbruch Allem zu feuern,
was die Rüge und das Schlagen der brünstig geliebten Mitmenschen zu
fördern geeignet sei, und wenn er — der Ziegenbock — bei Ausübung
dieser Pflicht der christlichen Nächstenliebe irgend einem verlebenden
Mitmenschen zu nahe treten, ihn auch anfassen müsse, so blute ihm — dem
Ziegenbock — heimlich das Herz. Das könne man ihm glauben — auf
preussische Zurechnung. Und das so schmählich verlebendete Sozialistenge-
setz sei das unentbehrliche Mittel, um ihn — dem Ziegenbock — die
Erfüllung seiner Menschenspflicht und seiner menschenfreundlichen Mission
zu ermöglichen. Das Sozialistengesetz sei eine wunderbare Waffe, ein
wahrer Balkenschwanz zur Bekämpfung des Draehen Anarchie — und
müsse es nicht auch ein Wunderwerk sein, daß er — der Ziegenbock —
es, unter Mithilfe seiner Spießgesellen, höchst eigenhändig geschmiedet?
O, eine wunderbare Waffe ist das Sozialistengesetz — Alles daran auf's
Scharfsinnigste, auf's Weise berechnet — kurz etwas Vollkommenes,
und am Vollkommenen darf man nicht ändern, sonst verdirbt und zer-
stört man es.

Hat so der Ziegenbock geredet — unter einigen Grimassen, um das
Kugelnlächer zu unterdrücken — dann antwortet ihm irgend ein Fort-
schrittler oder Volksparteiler, und bringt einige stambulöse Thatfachen
vor, die weder nach christlicher Liebe, noch nach Tugend und Moral
reichen — und daher dem Ziegenbock, der erstaunt das Haupt mit dem
Ziegenbart schüttelt, regelmäßig ganz unbekannt sind.

Dann ein bisschen Hin- und Herreden, wobei Herr von Köller, als
landräthlicher Naturforscher, die Rolle des Korns spielt. Und das Ende
vom Lied ist, der Windthorst'sche Währungsantrag wird mit 12 gegen
7 Stimmen angenommen.

Auf diese Weise sind bis jetzt sämtliche Windthorst'sche Anträge in
erster Lesung angenommen worden.

In der zweiten (Kommissions-) Lesung, die inzwischen begonnen hat,
wird dieses Spiel sich wiederholen. Und wenn dann schließlich die Gesam-
tstimmabstimmung über das Gesetz stattfindet, so wird das ganze Gesetz
mitsammt allen Windthorst'schen Anträgen verworfen, und damit
der Komödie die Krone aufgesetzt werden. Auf diese Weise wird dem
Reichstag für die Plenarberatung der zweiten Lesung ein Bericht vorge-
legt werden, der gar keine Gesetzesvor schläge enthält — grade wie
vor zwei Jahren. Und grade wie vor zwei Jahren wird die Regie-
rungsvorlage mitsammt den Windthorst'schen Währungsanträgen wieder
aufgehoben und die Komödie mit der unveränderten Annahme
des Gesetzes enden. Nur daß man die Dauer der Gültigkeit
statt auf 5, auf 2 oder 3 Jahre festsetzen wird.

rk. Die Kommission über das Sozialistengesetz wird vor-
ausichtlich gegen den 22. oder 23. d. Mts. mit ihrem Bericht fertig
sein, so daß also die zweite Lesung in den letzten Tagen des März fallen
dürfte. — Die Schnapsmonopol-Kommission ist mit ihren Ar-
beiten sehr schnell fertig geworden. Sie hat die Regierungsvorlage ein-
fach in den Papierkorb geworfen und sich auf Weiteres nicht eingelassen,
so daß die Kommission nur noch ihren Bericht zu machen hat. Unter
diesen Umständen wird die Session wahrscheinlich schon vor Ostern be-
endet werden. — Zum Gesetzesvorschlag auf Entschädigung un-
schuldiger Beurtheiler haben die Sozialdemokraten Verbesserung-
anträge eingebracht, u. A. einen dahingehend, daß auch für unschuldig
erklärte Untersuchungsbeamte Entschädigung gefordert werden soll.
In der Debatte über diese Angelegenheit sprachen für und die Genossen
Kasper und Heinz, von denen letzterer seine, den Lesern des „Sozial-
demokrat“ bekannten Ergebnisse im Gefängnis von Halberstadt schilderte.

— Auch eine goldene Internationale. Von morbospati-
tischer Seite wird mit besonderer Vorliebe über den kosmopoliti-
schen Zug geschimpft, der im deutschen Volk leider noch stark vor-
handen sei und seine vollständige Verpöschung — Verzeihung! — seine
Erziehung zum wahren Nationalismus bisher verhindert habe. Wir
wollen hier nicht in eine Erörterung der Frage eintreten, in wie weit
die letztere Behauptung noch berechtigt ist, dagegen sei diesem Geschrei
gegenüber auf einen launigen aufmerksamer gemacht, den ausländische
Blätter gelegentlich der Votenausweisungen zur Sprache brachten. Wir
meinen den Kosmopolitismus oder, um das präzisere Wort zu ge-
brauchen, die Internationalität der deutschen Fürsten-
häuser. Denn die französischen, und, mit relativ größerer Berechti-
gung, die englischen Arbeiter über die herbe Konkurrenz klagen, welche
ihnen ihre deutschen Kollegen machen, so erlöset eine gleiche Klage aus
den Kreisen der höchsten Aristokratie des Auslandes. Alle Throne
und Thronen schnappen ihnen deutsche Blaublätter vor der Nase weg.
Mit vier Ausnahmen — darunter die französische Republik — sind in
allen Ländern Europas die Regentenfamilien deutschen Ursprungs.
In Rußland, Dänemark und Griechenland regiert die
Oldenburger Familie der Holstein-Gottorp. In England die Linie
Dannover-Sachsen-Coburg, in Portugal und Belgien
sich Sachsen-Coburg durch den Thron, in Holland Ab-
kömmlinge des russischen Hauses. Das Haus Savoyen,
das in Italien regiert, stammen von einem sächsischen Grafen-
geschlecht ab; und daß man, als im Orient Throne vakant wurden,
nach Rumänien einen hochzollern und nach Bulgarien
den Battenberger schickte, ist bekannt. Es mußten unbedingt
deutsche Prinzen sein. Natürlich haben diese alle sofort mit Leiden-
schaft die Nationalität der von ihnen begünstigten Völker angenommen,
einige sogar mit wahrem Fanatismus. Es sind also sehr erlauchte
Beispiele, auf die sich diejenigen Deutschen berufen könnten, denen die
Freiheit und Konjunktur national-demokratische Moral predigen. Wir
glauben aber schwerlich, daß sie es thun werden.

— Nach den neuesten Berichten aus England geht Gladstones
Plan zur Lösung der irischen Frage hauptsächlich darauf hinaus, den
irischen Großgrundbesitz zu expropriiren und ein irisches Parlament
herzustellen. Eine Kritik dieses Programms wird natürlich erst möglich
sein, wenn die Details desselben vorliegen. Immerhin sei heute darauf
aufmerksam gemacht, daß die irische Maßregel für England etwa das-
selbe bedeutet, als wenn Bismarck vorschläge, in den polnischen Landes-
theilen Preußens den deutschen Grundbesitz zu expropriiren.

Wie viel Antheil Landliga und Ronschheimritter an diesem heroischen
Entschluß haben, ist bekannt.

— Dem Jahresbericht des Aktionskomitee des Schweizeri-
schen Arbeitertages entnehmen wir folgende Mittheilungen: Die
Organisation zählt jetzt 5000 Mitglieder, die etwas über 1000 Franken
für die Zwecke desselben aufbrachten (der Beitrag ist mit Rücksicht auf
die andern Arbeiterorganisationen der Schweiz ein außerordentlich ge-
ringer — 5 Cts. pro Quartal). Daraus wurden 977 Fr. für Agita-
tion und Broschüren ausgegeben. Das Komitee bewerte zur Agitation
Jules Guesde's in der französischen, und Stollé's in der deutschen
Schweiz bei, theilweise sich lebhaft an der Agitation gegen das eid-
genössische Altkodexgesetz, wirkte für Vermehrung der
Fabrikinspektoren, welche Forderung neuerdings Aussicht auf
Erfolg zu haben scheint, und für Erweiterung des Hospitäl-
gesetzes, resp. Schaffung eines guten Unfallversicherung-
gesetzes. Bei allen diesen Maßnahmen ging es Hand in Hand mit
den übrigen Arbeiterorganisationen der Schweiz.

Der Bericht enthält außerdem eine kurze Uebersicht über den Stand
der Bewegung im gesammten Ausland. Derselbe schließt mit folgenden
Worten: „So sehen wir allerorts die Arbeiterfrage auf der Tages-
ordnung, von der sie dauernd nie verschwinden kann, ehe nicht die Ur-
sachen, die sie geschaffen, aufgehoben sind. Von dem planmäßigen
Zusammenwirken der organisierten Arbeiterklasse aber hängt es ab, den
Gang der Entwicklung in diejenigen Bahnen zu lenken, welche den
Uebergang zur Neuorganisation der Gesellschaft erleichtern und zugleich

der Befreiung der Massen entgegenwirken. Der erste Schritt in dieser Richtung ist eine gute Fabrikgesetzgebung, insbesondere eine wirksame Verkürzung des Arbeitstages, die aber nur dann allen an sie zu stellenden Ansprüchen gerecht werden kann, wenn sie international durchgeführt wird. Dafür zu wirken, ist mit einer der Hauptaufgaben des Aktionskomitees des schweizerischen Arbeiterbundes.

Der Bürgermeister von Leipzig als Verfechter des kleinen Belagerungszustandes. Man schreibt uns: Bisher hatte man vielfach geglaubt, daß die städtische Verwaltung Leipzig und die Leipziger Bourgeoisie keine großen Sympathien für den kleinen Belagerungszustand hätten, daß sie sich stark genug fühlten, die heilige Ordnung in Leipzig gegen die umfänglichen Pläne der Sozialdemokraten selbst zu behaupten. Allein auch diese sich so stolz gebenden Bürger sehen sich, wie aus den Auslassungen ihres Bürgermeisters hervorgeht, ängstlich nach Polizei um. Die Sozialistengesetzkommission berichet über den Antrag Windthorst auf Aufhebung des kleinen Belagerungszustandes in Hamburg und Leipzig. Der sächsische Bundesvernommte Graf Hohenthal trat, wie vorauszu sehen, unter Hinweis auf das Reichsgericht und die Anarchisten für die Beibehaltung des „Kleinen“ in Klein-Paris und Umgebung ein. Da aber diese Begründung naturgemäß jeden Eindruck verfehlt, erhob sich der Leipziger Bürgermeister, Abgeordneter Tröndlin — der sonst im Reichstag ein gemüthliches Stillleben führt, und nur, weil er Vertreter einer im kleinen Belagerungszustand befindlichen Stadt ist, in die Kommission gewählt wurde — und gab sich die erdenklichste Mühe, den übrigen Kommissionsmitgliedern recht günstig zu machen. Er erklärte, daß die sozialdemokratische Partei eine militärische Organisation habe, daß, wenn der „Kleine“ aufgehoben werde, wieder der Generalstab der Partei sich in Leipzig zusammensuchen werde, und daß die Sache sogar für die Universität gefährlich werde, weil ein nihilistischer oder sozialistischer Wälschler, wie in letzter Zeit ein solcher ausgewiesen wurde, dann Rückhalt am Generalstab hätte. So wie jetzt, möhnten die Mitglieder des Generalstabs getrennt, und das erschwere die Agitation. Auch hätten nur die ersten Ausweisungen hätten in sich geschlossen, weil die davon Betroffenen nicht wissen konnten, daß das Sozialistengesetz kommen werde; die später Betroffenen dürften sich nicht mehr beklagen, da sie wie Leute zu betrachten seien, die Bergbe verübten. Auch in Rücksicht auf das Reichsgericht müßte der kleine Belagerungszustand fortbauern.

Wahrhaftig, Leipzig kann stolz auf seinen Angstmacher sein, jedes Wort die blasse Furcht. Da prunt die Leipziger Bourgeoisie mit ihrem Wohlthätigkeitssinn, geht kunstfertig ins Theater und wird bei klassischer Musik sentimental, und der Reichstagsvertreter dieser Leute hat die Rohheit der Gesinnung, es nicht einmal als Warte zu bezeichnen, daß man ehrliche Menschen ihrer Gesinnung wegen aus Beruf, von Frau und Kind fortjagt, ins Stend treibt. Dieser Leipziger Bürgermeister, der auf Schänkefeste sich so gemüthlich benimmt, war, was doch viel sagen will, noch unter Puttkamer. Der preussische Polizeiminister bezeichnete diese Maßregeln als hart, schwer, nur gerechtfertigt durch die politische Nothwendigkeit; der „liberale“ Bourgeois aber hat kein Gefühl dafür, oder hat gar stille Freude darüber, daß man ehrliche, brave, von Idealen durchsichtige Menschen in die Welt hinausjagt, nur weil er hofft, dadurch sicherer in der Herrschaft und in der lukrativen Stellung bleiben zu können. Meinte doch Herr Tröndlin, grade weil Leipzig so industriell und gewerbreich sich entwickle, rechtfertige sich darum der kleine Belagerungszustand. Aber die Herrschaft der Leipziger Bourgeoisie wird doch gekrochen werden, mag Herr Bürgermeister Tröndlin auch noch so viel Wohlthun daran haben, Sozialdemokraten von der Polizei verfolgt und gehetzt zu sehen. Sieht man sich diesen Tröndlin an, so weiß man nicht, ist er so weich wie Butter oder so fest wie Honig — er braucht aber nur etwas von Sozialdemokraten zu hören, so lenkt er um eines: „Rettung, Rettung dem Geld, ganz gleich durch welche Mittel.“ Nun, wir hoffen, bei der nächsten Wahl halten die Leipziger Arbeiter Bericht über diesen sauberen Bürgermeister!

Der erste der Diätenprozesse ist zu Gunsten des Fiskus entschieden worden: der bekannte Hausnechtsstilist der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ hat den Richtern zweiter Instanz besolgen, die Verklagten zu verurtheilen; und die Landrichter — pardon Landgerichtsräthe — von Rautenburg haben den Genossen eine verurtheilt. Das war von „unabhängigen Richtern“ nicht anders zu erwarten.

Die Servilität und Rückwärtserei des „Bladderadatsch“ ist nachgrade sogar der fortschrittlichen Presse zu arg gemorden. Der Korrespondent eines Breslauer Fortschrittblattes weist darauf hin, daß das weiland oppositionelle und sich als demokratisch gerierende „Witzblatt“ neuerdings unter die Freunde der Prager Strafe gegangen ist. Wir haben das wahre Gesicht des „Bladderadatsch“ schon längst erkannt und nach Kräften auch dafür gefogt, daß es der Welt bekannt werde — aber immerhin hielten wir uns verpflichtet, auf dieses neueste Stückchen von Servilität und Rückwärtserei hinzuweisen und das faulste und — obendrein auch witzloseste aller „Witzblätter“ an den Pranger zu stellen.

Da das Schicksal des Sozialistengesetzes auch über ihr „Sein oder Nichtsein“ entscheidet, so hat die famose Reichskommission zur Befähigung von Verboten zc. neulich eine heroische Kommandung gehabt und das Verbot des Weitererscheinens der „Witzblätter“ „Freien Presse für Berg und Markt“ aufgehoben. Man sieht, wohin die Angst, eine gute Einleitung zu verlieren, selbst die launischsten Bureaukraten führen kann.

Eine Ordnungsjante gefürzt. Aus Ludwigshafen in der Pfalz schreibt man uns: Der hiesige Polizeikommissar und Sozialistenhater Gewissend wurde wegen „Hundesteuer-Unterklagung“ verhaftet und nach Frankenthal ins Gefängnis abgeführt. Es scheint, daß unsere Beröfentlichung seiner Biographie im „Sozialdemokrat“ auf fruchtbaren Boden fiel. Die Kemeis hat also wieder einen Lumpen ersten Ranges ergattert. — Vivat sequens!

Nach amtlicher Feststellung hat im 19. sächsischen Wahlkreis Genosse Geyer 8420 Stimmen, sein ordnungsparteilicher Gegner 7476 Stimmen erhalten.

Ueber die Thätigkeit unserer Genossen in den Einzelkandtagen bringen verhältnismäßig selten Mittheilungen in weitere Kreise, obwohl die Vorgänge in diesen kleinen Freistädten zuweilen an Interesse denjenigen im großen Reichsfroschteich mindestens nicht nachstehen.

Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns eine kleine Broschüre: Die Verhandlungen der II. Kammer des sächsischen Landtages über den Antrag der sozialdemokratischen Abgeordneten auf Aufhebung des Schulgelds und unentgeltliche Gewährung der Lehrmittel in den Volksschulen. (Sitzung vom 8. Januar 1886.)

Ueber den Antrag und sein Schicksal haben wir seinerzeit berichtet, auf Einzelheiten einzugehen verbietet uns leider der lang bemessene Raum unseres Blattes. Wir empfehlen daher Jedem, der sich davon überzeugen will, wie Ende des neunzehnten Jahrhunderts in einem Vertretungskörper des Volkes, das sich das Kulturvolk par excellence nennt, eine so wichtige Kulturfrage abgethan wurde, die Anschaffung der erwähnten Broschüre.

Sie ist bei Schönfeld & Harnisch in Dresden, Annenstr. 47, erschienen und kostet 20 Pfennig.

Wie es im Ausland aussieht. In Frankreich hat am Montag die Deputirtenkammer vor den Streikenden von Decazeville kapitulirt. Sie nahm eine Resolution an, die die Regierung auffordert, die Bergwerksfrage in einer Weise zu regeln, die die Rechte des Staats und die Interessen der Arbeit sichert.“ Unter andern Umständen wäre diese Resolution nur eine hohle Phrasen, im gegenwärtigen Moment ist sie ein moralischer Stog der Arbeiterklasse — der sozialistischen Agitation. Wo sind die „Rechte des Eigentums“ geblieben?

In Amerika haben in den letzten Wochen mehrere großartige Streiks stattgefunden, die mit dem vollständigen Siege der Arbeiter

endeten. Die mächtigen Eisenbahndarone mußten vor den Arbeiterorganisationen zu Kreuze kriechen.

In Amsterdam-Holland fand am Montag den 9. März eine großartige Demonstration zu Gunsten der Arbeitslosen statt, deren Teilnehmer nach Zehntausenden zählten.

Die Fluth ist im erfreulichen Steigen begriffen.

Korrespondenzen.

Dresden, im Januar. Schon einmal hatte ich Ihnen einen Bericht über die Dresdener Verhältnisse gegeben, speziell über die in der Nähmaschinenfabrik von Seidel und Raumann (weitberühmt), jedoch scheint der Bericht von unsern Briefmarkern erwünscht zu sein; unsere Briefspitzhaben haben zum aber und aber tausendsten Male wieder einmal ihre Pflicht gethan.

Schreiber dieses verkehrt öfters in den Lokalen, wo der hohe, hohe Herr Prinzipal der genannten „Ehren“-Firma sein Glas Bier trinkt, kommt auch manchmal mit den betreffenden untergeordneten Menschenkindern — genannt Werkführer — zusammen, um so ein klares Bild von den Verhältnissen jener Fabrik geben zu können. Der Tischlerwerkführer Kästner ist der privilegierte Sanftaus und Menschenkinder (natürlich in höherem Auftrage) in der ganzen Fabrik; seine Arbeiter behandelt er nicht anders als wie ein Stroh Vieh (eigentlich kein Wunder, weil er selbst eins ist), denn von etwas menschlichem Verstande kann hier faktisch keine Rede sein — dieser Mensch kam in seiner thierischen Wuth einmal zu dem Ausspruch: „Die Tischler in der Fabrik seien lauter sozialdemokratische Schnapslumpen!“ Daß die Tischler Sozialdemokraten sind, gereicht ihnen sicher zur Ehre, denn heute ist die Sozialdemokratie die einzige Partei, die noch Ideale sich zum Ziele gestekt, die ganze andere Gesellschaft zeigt den rohesten, nachtesten Egoismus, wovon nachstehende Thatfachen ein drastisches Beispiel liefern.

Der genannte Werkführer rühmt sich in Lokalen, daß er schon so und so viel Sozialdemokraten (alles tüchtige Arbeiter) als der Fabrik hinausgeschmissen habe, wofür er von seinem Arbeitgeber allemal in Form von Gehaltszulage belohnt wird; jedoch beträgt dieser treue Diener seinen Prinzipal in folgender Weise: Er hat sämtliche Einkäufe in Holz zu besorgen; da läßt er sich nun von Holzhändlern minderwertige Qualitäten schicken, auf die Fakturen kommen aber gute Qualitäten in Anrechnung, und so fallen auf diese Art und Weise ein paar hübsche Mark in die Tasche des sauberen Patrons. Einmal sollte die Sache jedoch schief gehen. Es kam eine Ladung Holz von Berlin. Kästner schreibt an die betreffende Firma, das Holz sei zum Theil rothfäul, und wenn er nicht so und so viel abziehen könne, überhaupt unbrauchbar. Die Firma schickt sofort einen Reisenden nach Dresden, und was stellte sich heraus? Das Holz war kerngesund, nur hatte der saubere Werkführer hier wieder ein „Geschäft“ machen wollen. So betrügen sich unsere Unterdrücker gegenseitig; nur dann, wenn es heißt, einen Sozialdemokraten aus's Pflaster zu werfen, sind sie eins. Ja, wenn sie es fertig brächten, sie ließen sämtliche Sozialdemokraten verhungern. (Doch wehe diesen Lumpen, Zeit und Stunde der Abrechnung sind nicht mehr so fern.) Dieser Patron Kästner ist auch ein Rädchenerführer der schlimmsten Sorte. Er wohnt im Fabrikgebäude seines Rumpans, genannt Prinzipal. Es werden nun zum Zusammenlegen der Journiere Rädchen beschäftigt, jedoch muß die Eine oder die Andere von Zeit zu Zeit einmal die Kleider oder sonst etwas reinigen. Er schickt dann die dazu Auserwählte in seine Wohnung und fängt sie im Frühjahr hinterher, wo dann die üblichen Verführungskünste losgehen. Leider ist zu bebauern, daß die meisten dieser armen Rädchen ihre Ehre in den Schmutz treten lassen, um nur ihr bißchen Existenz zu erhalten. Wer stark genug ist, sich nicht verführen zu lassen, wird aufs Pflaster geworfen. Es gibt nicht kraße Worte genug, um dieses Schicksal zu schildern. Bei einem Mädchen ist die Verführungskunst fruchtbar gewesen, und ward, um der Schande zu entgehen, ein Kindsmord im Mutterleibe begangen.

O Männer der Arbeit, wacht auf! Rafft Euch zusammen! Wie lange wollt Ihr Euch, Eure Frauen, Eure Kinder noch weiter so mißhandeln lassen? Der rothe Pud im Elbflorren.

Sprechsaal.

Offenbach a/R., 11. März 1886. Die hiesigen Genossen haben auf die Frankfurter Erklärung in Nr. 9 zu konstatieren, daß sie von Personen gesprochen haben wollen, die heute noch als Vertrauensleute gelten.

Die Frankfurter wurden zuvor auch mündlich gemarnt. Der Vorhalt „frivoler Behauptung“ ist sonach gegen uns hinfallig. Die Angelegenheit werden wir im Weiteren an anderer Stelle zum Austrag bringen, da ein Federkrieg darüber kein weiteres öffentliches Interesse hat. Im Auftrag: A. S. P. e.

Briefkasten

der Redaktion: P. G.: Die Ihren Gedichten zu Grunde liegenden Gedanken sind recht gut, die Form läßt dagegen lie und da zu wünschen übrig. Mit entsprechenden Kenderungen werden wir von denselben gelegentlich Gebrauch machen. Ueber Opman's Privatverhältnisse ist uns nichts Neues bekannt, die von den Blättern verbreitete Notiz, daß er ein enormes Vermögen b'sig, ist von ihm in der entschiedensten Weise dementirt worden. — A. L. in Falkenberg: Ihre Zuschrift scheint uns zum Abdruck im Organ nicht geeignet, doch sind wir gern bereit, sie auf Wunsch einem unserer Abgeordneten zu übersenden; die betreffenden Vorgänge entscheiden sich eben heute der öffentlichen Besprechung. Zur Sache selbst sei bemerkt, daß unsere Beurteilung Sch.'s keineswegs eine Billigung dessen einschließt, was auf der andern Seite geschieht. — Einsendungen eingetroffen aus Eschwege, Gerresheim, Leipzig, Rippes. Nachdem wir in dieser Nummer mit der Veröffentlichung des Schriftenergebnisses zu Ende gekommen, werden wir mit der nächsten dem Korrespondenztheil wiederum die verdiente Beachtung zu Theil werden lassen.

der Expedition: Rothbart: Nr. 1000 — in 2 Raten à 50 Cts. zc. sowie Nachrichten alle erh. Wllg. folgt. — Rositzburg W.: Nr. 212 50 à Cts. Ab. zc. pr. Frd. erh. — Rothfärber: Nr. 8 80 2 dir. Ab. 1. Du. pr. Frd. erh. — Roemus: Bf. u. Ridd. vom 10/3. b'd. erh. Wllg. folgt. Hl. Weiteres. — Ferd.: Von Anpuch noch nichts da. Deshalb Verspätung. Weiteres Bf. — Wchim: Nr. 6 — f. b. Etollberger Wahl b'd. pr. Wld. verwendet. — r.: Preisangabe Bf. erledigt. — Dr. G. A. P.: Nr. 4 — à Cts. Ab. zc. erh. Ab hier Alles prompt fort an alte Adr. Warum neue nicht gemeldet? — Feinrich: Nr. 17 — Ref. Ab. 4. Du. u. Ab. 1. Du. 88 erh. Nr. 16 — Schf. f. A. gutgebr. — G. B. B's: 30 Cts. f. Schf. pr. B. erh. — Wogentz: Nr. 12 — Ab. 4. Du. erh. Adr. geordn. — Nordhausen: Nr. 5 — pr. Wld. b'd. erh. — Rebus: Nr. 12 — Ab. Jan. u. Febr. erh. Adr. geordn. Wllg. folgt. — Schiffsen: Bf. v. 18/3. erh. u. Weiteres befort. — Adin a/H: Nr. 3 — v. b. Lotteriegesellschaft R. durch Sch. pr. Wld. b'd. erh. — Rothe Koppel: Alles nach Vorschr. v. 14/3. vorgeh. D. instrukt. Hl. Weiteres. — Egoist Rheinland: Nr. 60 — à Cts. Ab. zc. Bf. pr. W. gutgebr. — J. G.: Nr. 100 — à Cts. Ab. zc. gutgebr. Wllg. notirt. Hl. mehr. — Ahlemann: Nr. 975 — à Cts. Ab. zc. pr. Frd. erh. — Kona: Nr. 11 unterweg. Sie sind „beleidigt“, weil wir für ein heitliches B'zug sind? Si, ei, als alter Bertramsmann sollten Sie wissen, daß hier die Sache und weiter nichts in Betracht kommt. — G. W. O'rieden: 75 Cts. f. Schf. erh. Dank für Geschenk. Wllg. folgt. — J. B's. Sch. a. D.: Nr. 3 — Ab. 1/3. bis 1/5. erh. — St. Louis: Fr. 25 — pr. Intern. Bank erh. Brief erwartet. — R.: Wllg. 5 — à Cts. Schf. erh. Reklamirtes Bf. — Weidenstein: Nr. v. 18/3. erh. Wllg. zc. notirt. Wll. mehr. — B. I. VI.: Nr. 500 — à Cts. Ab. erh. — Rothe Wange: Nr. 1 — Ab. Febr. für D. u. Nr. 1 — à Cts. gutgebr.

Der Schreiner Otto Scheer, der sich einige Zeit hier aufhielt, ist sich und andern Leuten gegenüber als großer Schwindler und raffinirter Betrüger erwiesen. Da wir nachträglich erfahren, daß er bereits früher an einem andern Ort ähnliche Streiche, wie jetzt hier, verübt hat, so sehen wir uns genöthigt, auf denselben aufmerksam zu machen und vor ihm zu warnen.

Die Remscheider Parteigenossen.

Zur Nachricht.

„Wink und Rathschläge für das politische Leben“ ist bis auf wenige Exemplare vergriffen und ist Neu-Ausgabe in Arbeit.

Wir bitten um Bescheinigung von Neu-Bestellungen damit Höhe der Neu-Ausgabe annähernd bemessen und prompt geliefert werden kann.

„Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart zc. zc.“ von K. Bebel ist gleichfalls vergriffen und in Arbeit. — Besteller wollen sich also noch einige Zeit gebuden.

„Daniel in der Löwengrube“ ist längst geräumt und wird nicht mehr neu ausgelegt.

Die Expedition des „Sozialdemokrat“ und Volksbuchhandlung.

Für Hausleute oder Zeitungsverleger!

Ein durchaus tüchtiger Kaufmann (Parteigenosse), 34 Jahre alt, verheirathet, früher 8 Jahre in größeren Fabrikgeschäften und seit 10 Jahren im Zeitungsgeschäfte thätig, sucht Stellung. Derselbe ist der besten und einfachsten Buchhaltung, Korrespondenz zc. vollständig mächtig gewandter und selbständiger Arbeiter, sowie mit allen in das Zeitungswesen einschlagenden Arbeiten der Administration und Expedition vollkommen vertraut. Passende Stellung bei einem Parteigenossen erwünscht.

Offerten sub S. D. Nr. 52 befördert die Expedition des „Sozialdemokrat“.

Zürich

Sonntag, den 21. März, Abends halb 7 Uhr, auf der Bürgli-Terrasse:

Märzfeier der deutschen Sozialisten

bestehend in

Deklamationen, Gesangsbeiträgen, Festrede (von Hrn. Reinhalt) Theater-Aufführung („Die Rühlfisten“) zc.

Eintritt: 50 Cts. Kasseneröffnung: 5/4 Uhr.

Zu zahlreichem Erscheinen ladet ein Das Festkomitee.

Näheres siehe „Arbeiterstimme“.

Sobald erschienen und ist durch Unterzeichnete zu beziehen:

Sozialdemokratische Bibliothek.

Heft V. Unsere Ziele. Von K. Bebel.

Preis: 20 Pf. — 25 Cts.

Heft IV. Enthüllungen über den Kommunisten-Prozess zu Köln. Von Karl Marx. (Mit einem Vorwort von Fr. Engels: „Zur Geschichte des „Bundes der Kommunisten.“)

Preis: 45 Pf. — 60 Cts.

Ferner sind bis jetzt erschienen

Heft I. Gesellschaftliches und Privateigenthum. Ein Beitrag zur Erläuterung des sozialistischen Programms.

Preis 20 Pf. — 25 Cts.

Heft II. Karl Marx vor den Kölner Geschwornen. Prozess gegen den Ausschuß der rheinischen Demokraten wegen Aufruf zum bewaffneten Widerstand.

Preis 20 Pf. — 25 Cts.

Heft III. Die Zukunft der Sozialdemokratie. Von J. Diezgen. Mit einem Vorwort und Nachtrag.

Preis: 15 Pf. — 15 Cts.

Bestellungen auf die „Sozialdemokratische Bibliothek“ werden erbeten. Die Hefte werden auch einzeln abgegeben.

Volksbuchhandlung

und Expedition des „Sozialdemokrat“.

Hottingen-Zürich.

Verzeichniss Sozialdemokratischer Schriften.

	Fr. Cts.	M. Pf.
Wolf, W., Die schlesische Milliarde. Mit einer Einleitung u. der Biographie Wolfs von Fr. Engels	— 65	— 50
Was die Sozialdemokraten sind und was sie wollen	— 05	— 05
York, Die industr. Arbeiterfrage	— 25	— 20
Zimmermann, R., Pfaffenpolitische	2 —	1 60
Zeitgeist, Eine Studie über Nationalökonomie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Gerechtigkeit	— 35	— 30

4. Verschiedenes.

Baumann, Berechnung über das Gewinnschneiden	1 60	1 20
Liebkecht, W., Volksfremdwörterbuch. broschirt	1 85	1 50
— — — — — gebunden	2 25	1 80
Oidtman, Dr., Unser tägliches Brod	— 35	— 30
— Mehr Licht über die Ursachen der Diphtheritis	— 35	— 30
Vogel, H., Verfallschung der Lebensmittel	1 —	— 80
Voigt, Dr. G., Für und wider die Vivisektion	— 50	— 40

5. Bilder und Photographien.

The Triumph of Order (Massenerschießung der Kommunarden) Photogr. Kabinet	1 —	— 80
Die Marcellaise (Von Gust. Doré) Pendant zu obigem	1 —	— 80
Karl Marx } Pondants. Oeldruck. Grösse	2 50	2 —
Ferd. Lassalle } 34/44	— 50	— 40
Aug. Geib, Lithogr.	— 60	— 40
W. Bracke	— 25	— 20
Joh. Philipp Becker	— 25	— 20
Diverse Photographen etc., Visit, (Marx, Lassalle, Geib, Bracke, Weltling, die gehockten russischen Märtyrer: Solowiew, der Pistolenattentäter, und die Bombenattentäter Sophia Perowskaja, Scheljabow, Rysakoff, Suchanow und Genossen) à	— 25	— 20
Marx, gr. Kabinet, Photogr.	1 25	1 —
— do. Kabinet	— 40	— 35
— do. Holzschnitt	— 25	— 20
— do. Visit Original	— 50	— 40
Der Diplomat (Karikatur)	— 10	— 10

*) Zu beziehen durch die Schweizerische Volksbuchhandlung und der Expedition des „Sozialdemokrat“, Casinostrasse 3 in Hottingen-Zürich.